

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 5 (1929)
Heft: 36

Artikel: Die Gerechten von Cordova
Autor: Wallace, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

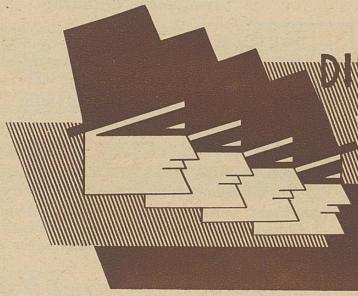
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE GERECHTEN VON CORDOVA

ROMAN VON EDGAR WALLACE
DEUTSCH VON RAVI RAVENDRO

(Copyright 1929
by Goldmann-Verlag)

5

Für die nun hinzutretenden Abonnenten geben wir nachstehend eine kurze Zusammenfassung der bisher erschienenen Fortsetzungen.

Dr. Ebley geht als junger Arzt in die Goldminen Australiens, um dort sein Glück zu versuchen. Jahrelang bleibt er verschollen, taucht dann plötzlich in Cordova (Spanien) auf und verfolgt die Spuren der «Vier Gerechten», einer Organisation, die sich mit ungesehnten Verbrechen beschäftigt und die Schuldigen bestraft. Hier lernt er auch ein furchtbares Gift kennen, das augenblicklich tötet, ohne daß an den Opfern Spuren zu entdecken wären. — In London führt Colonel Black ein anrüchiges Börsengeschäft. Ein Partner ist auf merkwürdige Art verschwunden; der Nachfolger stirbt plötzlich nach Behandlung durch Dr. Ebley, der sich inzwischen mit Hilfe des Obersten Black in London etabliert hat. Mr. Fanks, ein anderer Partner, der um die Verbrechen Blacks weiß, wird durch diesen mit Gift bestossen. Der Polizist Frank Fellowe wittert hinter dem Obersten einen Verbrecher, verfolgt ihn trotz gegenteiliger Befehle seines Black bestochenen Vorgesetzten, Sergeant Gurdien, und gerät in einen Hinterhalt. Den Vier Gerechten verdankt er seine Rettung. — Black braucht Geld. Sein neuer Partner Isaac Tramber soll deshalb Lady Mary Cassiello, die Nichte und Erbin des millionenreichen Lord Verlond, heiraten. Mary hat aber einen Freund, Horace Gresham, dem sie den Vorzug gibt. Die beiden unterhalten sich über Jkey Tramber und seinen Partner Black. «Ist denn Black Oberst von der Armee?»

Nicht von der englischen,» erwiederte Horace lächelnd. In Amerika gibt es viele Höflichkeitstitel und er ist — nun ja, er ist mit Sir Isaac befreundet —» er zögerte.

«Daraus kann ich nur soviel entnehmen, daß er keinen besonders guten Charakter haben wird.»

Er sah sie dankbar an.

«Ich bin so froh, daß Sie das gesagt haben. Ich fürchtete schon —» wieder machte er eine Pause.

«Was fürchteten Sie?»

Sie hatte den sonst so selbstsicheren Horace Gresham noch nie in solcher Verlegenheit gesehen.

«Nun ja — ich meine — fuhr er ein wenig zusammenhanglos fort, «man hört allerhand Gerüchte. Ich weiß, daß er ein häßlicher Mensch ist, und ich weiß, wie gut und lieb Sie sind — Mary, ich liebe Sie mehr als alles andere auf der Welt!»

Sie wurde blaß und ihre Hand zitterte. Sie hatte niemals gedacht, daß ihr jemand inmitten einer großen Menschenmenge eine Liebeserklärung machen könnte. Die unerwartete Situation machte sie sprachlos und verwirrt. Sie schaute ihn an. Auch er war bleich geworden.

«Das hätten Sie nicht tun sollen,» sagte Sie dann leise, «um diese Zeit des Morgens!»

Kapitel VI.

Der Polizist und die Dame.

Oben auf dem Dachboden bearbeitete Frank Fellowe seinen Punchball und ließ an ihm all seine Wut aus, die er gegen die Unannehmlichkeiten des Lebens hatte.

Sergeant Gurdien machte ihm in jeder Weise das Dasein schwer. Er gab ihm den unangenehmsten Dienst und ermüdende, langweilige Arbeit, auch packte er ihm außergewöhnliche Pflichten auf, wo er nur konnte. Und außerdem hatte sich Frank doch selbst die Spezialaufgabe gestellt, die Tätigkeit Colonel Blacks und seiner Leute zu beobachten. Wenn er gewollt hätte, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, alle Hemmnisse mit einem Schlag zu beseitigen, die ihn an seinen Bewegungen hinderten, aber das war nicht seine Art. Frank wollte unter allen Umständen Blacks Pläne durchkreuzen und zunichten machen. Andere Interessen, die ihn ebenso sehr hätten in Anspruch nehmen können, stellte er zurück — wenigstens für eine Weile.

Die Tochter des Millionärs Sandford, die er zufällig bei der Verhütung eines Unfalls kennen gelernt hatte, traf ihn nach einiger Zeit wieder. Klopfnen Herzens sah sie der Begegnung entgegen. Als er damals beim Versagen ihrer Bremse auf den

Wagen gesprungen war, hatte sie Dankbarkeit und Bewunderung für ihn gefühlt. Dieser Eindruck verfestigte sich, als sie mit ihm zusammen im Zoo spazieren ging. Sie hatte ihm nämlich ein Sonntagsbillett geschickt, weil sie gern wissen wollte, wer eigentlich ihr Retter war.

Sie fürchtete, daß sie sehr enttäuscht sein würde. Denn ein stattlicher Polizist, in Uniform, dessen Gesicht von einem blitzenden Helm mit Schutzkette umrahmt war, konnte in Zivilkleidern recht kläglich aussehen. Sie bereitete sich ernstlich darauf vor, ihrer Lebensretter mit einer festgehaltenen Krawatte vor sich zu sehen. Sie war so sehr von Standesvorurteilen eingenommen, daß sie beschloß, nur die entlegensten Wege mit ihm zu gehen. Als ihr nun ein hübscher tadellos gekleideter Herr entgegentrat, war sie sehr überrascht. Er sah weder wie ein Schlächterlehrling bei einem Bohnenfest, noch wie ein ehrensamer Handwerker bei einer Beerdigung aus.

Nachdem sie ihm zwei Käfige und ihre Insassen gezeigt und erklärt hatte, nahm er die Führung in die Hand und erzählte ihr Dinge über wilde Tiere, von denen sie noch nie etwas gehört hatte. Er machte ihr die feinen Unterschiede zwischen fünf verschiedenen Arten von Luchsen klar und erzählte ihr kleine Anekdoten von der Jagd im Dschungel. Sie hörte ihm atemlos vor Bewunderung zu. Dann führte er sie zu einem ihr bisher ganz unbekannten Gebäude, in dem die kranken und lahmen Tiere wieder gesund gepflegt wurden. Schließlich erfuhr sie auch, daß es unnötig war, ihm ein Billett zu schicken, denn er war selbst Mitglied der Gesellschaft zur Erhaltung des Zoologischen Gartens.

Aber es war unmöglich, an einem Tag alles zu besichtigen und so mußten sie sich immer wieder dort treffen. Außerdem ritten sie in den frühen Morgenstunden miteinander über Hampstead Heath. Sie vermutete natürlich, daß er sein Pferd gemietet hätte, obwohl er nicht immer dasselbe Tier ritt.

«Wieviel Pferde haben Sie eigentlich in Ihrem Stall?» fragte sie eines Tages neckend.

«Sechs,» sagte er schlagfertig. «Während der Saison reite ich viele Jagden mit —»

Aber dann hielt er plötzlich inne. Seine Voreiligkeit hatte ihn wieder einmal in böse Verlegenheit gebracht.

«Aber Sie sind doch ein Beamter — ein Polizist?» sagte sie erstaunt. «Ich meine — ach, verzeihen Sie mir, wenn ich eben unhöflich war.»

Er wandte sich im Sattel zu ihr um.

«Ich besitze ein kleines Privatvermögen,» erwiderte er und zwinkerte ein wenig mit den Augen. «Ich bin erst seit zwölf Monaten Polizist. Vorher war ich — war ich kein Polizist.»

Seltsamerweise tauchte nach diesem Ritt der Gedanke in ihr auf, daß sie nicht mehr mit ihm zusammenkommen dürfte. Aber dann hätte sie ihn doch auch früher nicht treffen dürfen? War es denn weniger erlaubt, mit einem Manne auszureiten, der zu ihrer eigenen Gesellschaftsklasse gehörte, als mit einem einfachen Polizisten? Trotz dieser Überlegung sah sie ihn wieder und mit der Zeit nannten sich Constable Fellowe und Miss Sandford in ihren Unterhaltungen «May» und «Frank».

Theodore Sandford, ein energetischer, unbeugsamer Mann, war sehr demokratisch gesinnt. Er scherzte mit seiner Tochter über ihren Polizisten, machte Andeutungen über heimliche Besuche in der Küche und fragte auch, ob sie ihm etwas Gutes zu essen gegeben hätte. Schließlich aber sprachen sie miteinander über Franks Zukunft. Mußte er wirklich bei der Polizeitruppe bleiben? Er hatte doch selber zu gegeben, daß er über Mittel verfügte. Warum sollte

er die untergeordnete Stellung eines gewöhnlichen Polizisten beibehalten?

Diese Beratungen nahmen allmählich ernste Form an und eines guten Tages setzte sich May hin und schrieb Frank einen Brief, der eigentlich mehr ein Ultimatum war. In ihrem Eifer schickte sie das überreilte Schreiben ab, aber sie bereute es gleich darauf heftig.

Theodore Sandford sah mit einem gutmütigen Lächeln von seinem Schreibtisch auf.

«Du bist jetzt also wirklich ernstlich böse mit deinem Polizisten?»

Aber May faßte die Sache nicht so scherhaft auf. Auf ihren hübschen Zügen zeigte sich Entschlossenheit.

«Mr. Fellowe kann natürlich tun, was er will,» sagte sie achselzuckend. «Ich habe durchaus keine Gewalt über ihn.» Sie wußte sehr wohl, daß sie nicht die Wahrheit sprach. «Aber man hat doch wenigstens das Recht, von seinen Freunden zu verlangen —»

Vor Angst und Verdrüß traten ihr die Tränen in die Augen. Ihr Vater sah sie prüfend und fast ängstlich an.

«Mein Liebling,» sagte er zärtlich, «du mußt dich nicht über diesen Polizisten aufregen. Du siehst schlecht aus,» fügte er besorgt hinzu.

Sie lächelte.

«Ich bin heute abend sehr müde.» Sie legte ihren Arm um seinen Hals.

«Du siehst in der letzten Zeit immer so matt aus. Auch Black sagte es neulich, als er dich sah. Er empfahl mir einen sehr tüchtigen Arzt — ich habe mir auch seine Adresse aufgeschrieben.»

Sie schüttelte energisch den Kopf.

«Ich brauche keinen Arzt,» sagte sie bestimmt.

«Aber —»

«Bitte quäle mich nicht,» bat sie und lachte wieder.

«Du mußt mich nicht zwingen wollen.»

In diesem Augenblick klopfte es an der Türe und ein Diener trat ein.

«Mr. Fellowe möchte seine Aufwartung machen.» Sie schaute sich schnell um.

«Wo ist er denn?» fragte sie. Mr. Sandford sah, daß sie erröte und schüttelte zweifelnd den Kopf.

«Er wartet unten im Empfangszimmer.»

«Ich werde hinuntergehen,» wandte sie sich an ihren Vater.

Er nickte.

«Er wird sicher sehr liebenswürdig und nett zu dir sein — übrigens ist er ein Gentleman.»

«Wie, daran wagst du zu zweifeln?» rief sie aufgereggt. «Natürlich ist er ein Gentleman!»

«Verzeih, daß ich darüber sprach,» entschuldigte sich Theodore Sandford.

Als May in das Empfangszimmer trat, las Frank in ihrem Brief, der ihn so eilig hergeführt hatte.

Er gab ihr die Hand und hielt sie einen kleinen Augenblick, dann kam er aber sofort auf die Sache zu sprechen. Es fiel ihm schwer genug, denn niemals war sie ihm so schön erschienen als an diesem Abend.

«Sie können doch nicht im Ernst das meinen, was Sie mir geschrieben haben — das ist doch nicht Ihre Absicht?» Er hielt ihr den Brief entgegen.

Sie neigte den Kopf.

«Ich — ich — hielt es für das Beste,» sagte sie mit leiser Stimme. «Ich fürchte, wir werden uns über gewisse Dinge nicht verstehen können. Sie waren in der letzten Zeit recht schroff, Mr. Fellowe.»

Sein Gesicht war sehr blaß.

«Ich kann mich nicht darauf besinnen, daß ich besonders unliebenswürdig zu Ihnen gewesen wäre,» erwiderte er ruhig.

(Fortsetzung Seite 19)

(Fortsetzung von Seite 15)

«Sie können unmöglich ein Polizist bleiben!» Sie ging zu ihm und legte ihre Hände auf seine Schultern. Sehen Sie das nicht ein — selbst Papa scherzt über Ihre Stellung. Es ist einfach schrecklich. Ich bin sicher, daß auch die Dienstboten darüber reden — und ich bin nicht hochmütig, wirklich nicht —»

Frank warf den Kopf zurück und lachte.

«Aber May, begreifen Sie denn nicht, daß ich sicherlich kein Polizist wäre, wenn nicht ein zwingender Grund dazu vorläge? Ich tue diesen Dienst, weil ich es meinem Vorgesetzten versprochen habe.»

«Aber — aber —» Sie war vollständig verwirrt. «Wenn Sie Ihren Abschied von der Polizei nehmen, haben Sie doch gar keinen Vorgesetzten mehr!»

«Ich kann meine Stellung nicht aufgeben,» sagte er schlicht. Er dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte er langsam den Kopf. «Sie fordern von mir, daß ich mein Wort brechen soll, daß ich ein größeres Unrecht begehen soll als das, was ich sühnen will. Das wollen Sie doch nicht — das können Sie nicht wollen!»

Sie trat enttäuscht von ihm zurück.

«Ich verstehe — Sie wollen es nicht tun.» Sie streckte die Hand aus. «Ich werde Sie auch nie wieder um ein anderes Opfer bitten.»

Er nahm ihre Hand, drückte sie einen Augenblick und ließ sie dann sinken. Ohne ein weiteres Wort ging sie aus dem Zimmer. Frank wartete noch ein paar Sekunden — er hoffte wider alle Vernunft, daß sie ihr Verhalten bereuen würde. Aber die Tür blieb geschlossen.

Niedergeschlagen und traurig verließ er das Haus.



Zwei junge Dackel

Radierung von Prof. Walter Klemm Bavaria-Verlag, München-Gauting

Kapitel VII.

Dr. Eßley trifft einen Herrn.

Dr. Eßley machte in seinem Studienzimmer eine sorgfältige mikroskopische Untersuchung. Der Raum lag im Dunkeln, nur die sehr starke elektrische Lampe des Mikroskops verbreitete einiges Licht.

Offenbar war er mit dem Resultat zufrieden, denn er nahm das Präparat langsam aus dem Instrument

und warf es ins Feuer. Dann drehte er das Licht in dem Zimmer wieder an.

Gleich darauf griff er nach einem Zeitungsausschnitt, der auf der Tischplatte lag, und las ihn. Der Artikel interessierte ihn, denn es war der Bericht über den plötzlichen Tod von Mr. Augustus Fanks.

«Der Verstorbene,» hieß es darin, «besprach gerade mit dem bekannten Finanzmann Colonel Black die Einzelheiten der neuen Fusion auf dem Eisenmarkt, als er plötzlich zusammenbrach und starb, bevor ärztliche Hilfe herbeigeholt werden konnte. Man nimmt allgemein an, daß er einem Herzschlag erlegen ist.»

Es wurde keine Totenschau abgehalten, denn Fanks war in der Tat herzkrank gewesen und dauernd von einem Spezialisten behandelt worden.

Das war also das Ende von Fanks. Dr. Eßley nickte langsam. Das war das Ende — und nun?

Er nahm einen Brief aus der Tasche, der seine Adresse in den großen, runden Schriftzügen Theodore Sandfords trug.

Eßley hatte den Millionär kennengelernt, als dieser noch mit Colonel Black auf gutem Fuße stand. Er war von dem Finanzmann an Sandford empfohlen worden und hatte ihn schon während einiger Krankheiten behandelt. Sandford nannte ihn stets den «Doktor aus der Vorstadt».

«Obgleich ich mit unserem Freunde Black augenblicklich auf etwas gespanntem Fuße stehe, so hoffe ich doch, daß unsere Beziehungen dadurch in keiner Weise beeinflußt werden, besonders da ich Sie bitten möchte, meine Tochter zu besuchen.»

Eßley erinnerte sich, daß er das schlanke junge

Wissen Sie noch, wie Grossmutter



früher die Regentonne aufstellte, um weiches Wasser zum Waschen zu haben? Regenwasser ist weich, es erhöht die Schaumkraft des Waschmittels.

Wie Regenwasser so weich wird hartes Leitungswasser durch HENCO Wasch- und Bleichsoda. Geben Sie vor der Bereitung der Persillauge einige Handvoll HENCO in den mit kaltem Wasser gefüllten Waschkessel! Sie erhalten eine gut schäumende, waschkräftige Lauge und nutzen das Waschmittel voll aus!

D 40 c

HENKEL & Cie. A.G., BASEL

HENCO
macht hartes Wasser weich



Kaiser-Borax geruchlos
Kaiser-Borax extraparfumiert
Kaiser-Borax-Seife
Kaiser-Borax-Shampoo
die vielbewährten u. hochwertigen Qualitäts-Erzeugnisse
der Firma Heinrich Mack Nachf., Uzn a.D.



HEDIGER & Co. A.G. REINACH

Saffran Zürich Rathausquai 24
Der Tisch für den Feinschmecker
KARL SEILER, TRAITEUR

Mädchen mit den lachenden, blauen Augen schon gesehen hatte.

Er steckte den Brief wieder in die Tasche, ging in sein kleines Laboratorium und schloß die Türe zu. Als er wieder heraustrat, trug er einen langen Mantel und eine kleine Handtasche. Er hatte gerade noch Zeit, einen Zug zur Stadt zu erreichen, und kam um 11 Uhr vor dem Hause M. Sandfords an.

«Sie sind wirklich ein geheimnisvoller Arzt,» sagte der Eisenmagnat lächelnd, als er den Doktor begrüßte. «Besuchen Sie Ihre Patienten immer zu nachtschlafener Zeit?»

«Die vornehmen Patienten, ja,» erwiderte Eßley kühl.

«Es ist doch recht schade um den armen Fanks,» meinte Sandford. «Vor einigen Wochen habe ich noch mit ihm gespeist. Hat er Ihnen übrigens erzählt, daß er einen Mann traf, der Sie in Australien kannte?»

Ein Schatten des Unmuts ging über das Gesicht des Arztes.

«Wir wollen lieber über Ihre Tochter sprechen,» erwiderte er wenig liebenswürdig. «Was fehlt ihr denn?»

Herr Sandford lächelte verlegen.

«Es ist wahrscheinlich nichts von Bedeutung. Aber Sie wissen ja, daß sie mein einziges Kind ist. Manch-

mal bildet ich mir vielleicht nur ein, daß sie gleich aussieht. Mein Hausarzt in New-Castle sagt, daß es ihr ganz gut geht.»

«So, so. Wo ist sie denn?»

«Sie ist im Theater,» gestand Mr. Sandford. «Sie müssen mich für einen Narren halten, daß ich Sie zur Stadt hereinfüre, um meine Tochter zu sehen, wenn sie ins Theater gehen kann. Aber sie hatte gestern ein unangenehmes Erlebnis, das sie sehr mitgenommen hat, und ich war froh, daß sie heute so viel Interesse am Leben zeigte, um eine Operette zu besuchen.»

«Die meisten Väter sind töricht. Ich werde warten, bis sie zurückkommt.» Er trat ans Fenster und schaute hinaus. «Warum haben Sie sich eigentlich mit Black überworfen?» wandte er sich plötzlich wieder an Sandford.

Der Millionär runzelte die Stirn.

«Aus geschäftlichen Gründen,» antwortete er kurz. «Er will mich zu einer Sache zwingen, die gegen mein Interesse geht. Und ich habe ihm doch vor vier Jahren geholfen.»

«Er war Ihnen aber auch nützlich,» unterbrach ihn der Arzt.

«Das stand in gar keinem Verhältnis,» entgegnete Mr. Sandford hartnäckig. «Ich gab ihm damals die günstige Chance. Er gründete meine Gesellschaft

und ich habe dabei natürlich verdient, aber er hat mehr verdient. Das Geschäft hat jetzt so große Dimensionen angenommen, daß es ein Unding wäre, eine Fusion mit den andern Firmen der Eisenbranche einzugehen. Von diesem Standpunkt lasse ich mich durch nichts abbringen.»

«Ich verstehe.» Dr. Eßley pfiff leise vor sich hin und ging wieder zum Fenster zurück.

Dieser Eigensinn muß gebrochen werden, dachte er. Und es gab nur einen sichern Weg, das zu erreichen: die Tochter. Heute abend konnte er noch nichts tun, darüber war er sich klar.

«Vielleicht dauert es doch zu lange. Ich komme lieber morgen abend wieder.»

«Es tut mir sehr leid —»

Aber Eßley unterbrach ihn sofort:

«Sie haben es nicht nötig, sich zu entschuldigen,» sagte er bissig. «Sie werden meinen Besuch schon auf der Rechnung finden.»

Mr. Sandford lachte, als er ihn zur Türe begleitete.

«Sie sind ein ebenso guter Geschäftsmann wie Ihr Freund.»

«Beinahe,» erwiderte Eßley trocken.

Das Mietauto, das er hatte warten lassen, brachte ihn zum Charing Cross-Bahnhof. Er ging sofort zur nächsten Telephonzelle und rief ein kleines Hotel in Bloomsbury an.

MATTA



Naturreines alkoholfreies
TAFELGETRÄNK

Wunderbar im Aroma. Belebend und
erfrischend. Gesundheitlich wertvoll.
Fabrikanten:
W. u. G. Weisflog & Co., Altstetten-Zür.



Das Haarwasser

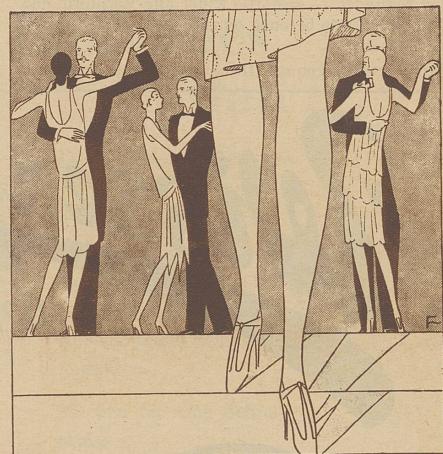
Javol ist von außergewöhnlicher Güte. Sein Duft, seine erfrischende Kraft und der wohltätige Einfluß, den es auf Haare und Kopfnerven ausübt, sind seine großen Vorzüge. Ich benütze es mit Vorliebe. A. O.

Javol, mit od. ohne Fett Fr. 3.75
Javol, Doppelflasche . Fr. 6.25
Javol Shampoo . . . Fr. -.30

In allen Fachgeschäften.
Javol-Vertrieb
Gundeldingerstr. 97, Basel.

Chicankle (Spitzlaufende Ferse) bei den
Holeproof Strümpfen der Modelle 2236 und 3056. Ferse vier-
eckig im Strumpf 2230 — ebenso auch in No.
4444 mit durchbrochenen Streifen.

Aus feinsten Natur-
seide, alle gemindert.



**Wenn Elegante Damen
Einander Begegnen . . .**

Entzückendes Kleid . . . elegante Schuhe . . . und natürlich auch "Holeproof" Strümpfe.

Die eleganten "Holeproof" Strümpfe mit spitzlaufender Ferse "Chicankle" lassen die Fussknöchel zierlicher erscheinen — Und durch die wunderbare Verstärkung "Ex" sind die hübschen "Holeproof" Seiden-Strümpfe von unbegrenzter Haltbarkeit.

Verlangen Sie "Holeproof," die berühmte amerikanische Marke
Von Fr. 5.90 bis Fr. 15 das Paar

Verlangen Sie genau die Nummer des gewünschten Strumpfes

Vertreter: HENRI SCHMIDHAUSER, Postfach Bahnhof, Zürich

Holeproof Strümpfe

**Güter-
manns**
Nähseiden



Annonsenregie:
Akt.-Ges. der Unternehmungen
RUDOLF MOSSE
Zürich und Basel
sowie sämtliche Filialen

THERMALBAD RAGAZ
PFAFFERS
Der Heilbrunnen gegen Gicht.
Rheumatismus. Nervenleiden
AUSKUNFT DURCH DAS VERKEHRSBUREAU

EDEN HOTEL
fl. Wasser, Privath.
Orchester, Garage
Restaurant
AROSA
W. Wettingl, Bes.

Graffis
und diskret versenden wir
unsere Prospekte über hy-
gienische u. sanitäre Artikel.
Geh. 30 Rive für Versand-
spesen beifügen.
Case Dara, 430 Rive, Genf.

TAXAMETER SELNAU 77.77
Einheitlicher Groß-Wagenpark
G. WINTERHALDER, ZÜRICH

Er hatte allen Grund, mit einem gewissen Mr. Weld zusammenzukommen, der ihn von Australien her kannte.

Es dauerte nicht lange, bis er die Verbindung hatte.

«Hier ist Weld — Sie wollen mich sprechen?» meldete sich der Fremde nach einiger Zeit.

«Ja, mein Name ist Cole. Ich kenne Sie von Australien her und habe Ihnen von einem gemeinsamen Freund etwas auszurichten. Kann ich Sie heute abend noch sehen?»

«Ja — wo wollen wir uns treffen?»

Dr. Eßley hatte sich das schon sehr genau überlegt.

«Vor dem Haupteingang zum Britischen Museum,» sagte er. «Dort ist es jetzt ruhig und wir werden uns kaum verfehlten.»

Er erhielt erst nach einer kleinen Pause Antwort.

«Gut. In einer Viertelstunde?»

«Das wäre mir sehr angenehm. Auf Wiedersehen.»

Eßley hängte den Hörer an, gab seine Handtasche bei der Gepäckaufbewahrung am Bahnhof ab und ging dann zu Fuß zur Great Russell Street. Absichtlich nahm er keinen Wagen, denn er wollte alles vermeiden, wodurch man ihn hätte wiedererkennen können. Mr. Weld wartete schon vor dem Britischen Museum. Er war groß und schlank und hatte intelligente, feine Gesichtszüge.

«Dr. Eßley?» fragte er und ging auf den Doktor zu, als dieser anhielt.

«Das ist mein —» erwiderte der Arzt, unterbrach sich aber sofort. «Mein Name ist Cole,» sagte er rauh. «Wie kommen Sie denn darauf, mich für Eßley zu halten?»

«Ich erkannte Sie an der Stimme,» entgegnete M. Weld ruhig. «Es ist auch ganz gleich, welchen Namen Sie sich beilegen. Ich wollte Sie sehen.»

«Das war auch mein Wunsch.»

Sie gingen nebeneinander her, bis sie zu einer Seitenstraße kamen.

«Was wünschen Sie denn?» fragte der Doktor.

Der andere lachte.

«Ich sagte Ihnen doch, daß ich Sie sehen wollte. Aber sie gleichen dem Eßley, den ich kannte, kein bisschen. Er war größer und schlanker und hatte auch nicht Ihre Gesichtsfarbe. Ich war auch immer der Meinung, daß der Eßley, der in Australien in den Dschungel ging, dort starb.»

«Das ist wohl möglich,» entgegnete der Doktor nachdenklich. Er wollte vor allem Zeit gewinnen. Die Straße war leer. Ein kleines Stückchen weiter wußte er eine Toraufahrt, wo ein Mann unbeobachtet liegen konnte, bis ihn eine Polizeipatrouille fand.

In seiner Tasche befand sich eine angefeuchtete Feder, sorgfältig in Pergament und geölte Seide eingewickelt. Er zog sie heimlich heraus, hielt die Hände auf dem Rücken und nahm die Umhüllung ab.

... wirklich, Dr. Eßley,» sagte Mr. Weld gerade, «ich habe den Eindruck, daß Sie unter falschem Namen auftreten.»

Eßley betrachtete ihn.

«Sie denken zuviel,» sagte er leise. «Und nach allem kann ich nicht erkennen, wer Sie sind. Schauen Sie mir doch einmal ins Gesicht.»

Der junge Mann wandte sich ihm zu. Blitzschnell hob der Doktor die Feder...

Aber im selben Augenblick wurde sein Handgelenk mit stahlhartem Griff gepackt. Zwei andere Männer erschienen plötzlich, als ob sie aus dem

Boden aufgetaucht wären. Es wurde ihm etwas ins Gesicht geworfen und ein muffiger Geruch betäubte ihn. Er wehrte sich verzweifelt, aber die Uebermacht war zu groß. Er hörte noch die Alarmpfeife eines Polizisten, dann fiel er zu Boden...

Als er wieder erwachte, sah er in das Gesicht eines Polizisten, der sich über ihn neigte. Instinktiv fühlte er mit der Hand an den Kopf.

«Sind Sie verletzt?» fragte der Beamte.

«Nein.»

Eßley erhob sich mühsam, aber er stand noch sehr unsicher auf den Füßen.

«Haben Sie die Leute gefaßt?»

«Nein, sie sind entwischt. Wir haben sie erst in dem Augenblick entdeckt, als Sie zu Boden geschlagen wurden. Aber meiner Treu, die waren so schnell verschwunden, als ob die Erde sie verschlungen hätte.»

Der Doktor sah sich nach der Feder um, aber sie war verschwunden. Widerwillig nannte er seinen Namen und seine Adresse und der Polizist rief ein Mietauto heran.

«Sind Sie auch sicher, daß Sie nichts verloren haben?» fragte er.

«Nichts,» entgegnete Eßley kurz. «Sie tun mir aber einen großen Gefallen, wenn Sie diesen Vorfall nicht zur Anzeige bringen.» Bei diesen Worten steckte er eine Pfundnote in die Hand des Mannes. «Ich möchte nicht, daß die Sache in die Zeitungen kommt.»

Der Polizist gab ihm das Geld zurück.

«Es tut mir leid, mein Herr, das kann ich nicht annehmen, selbst wenn ich wollte.» Er sah sich schnell um und sprach dann leise weiter. «Ein Herr

(Fortsetzung Seite 23)

Togal
Tabletten

rasch und sicher wirkend bei:

Rheuma	Hexenschuß
Gicht	Nerven- und
Ischias	Kopfschmerzen
Erkältungskrankheiten.	

Ueber 5000 notariell beglaubigte ärztliche Gutachten! Togal löst die Harnsäure und geht daher direkt zur Wurzel des Uebels! Ein Versuch überzeugt!

In allen Apotheken. Preis Frs. 1.60

Die immer neuen Beweise von großer Zuverlässigkeit und unverwüstlichem Bau der Motorräder

MOTO-SACOCHE

machen dieses Qualitäts-Schweizerprodukt zum Liebling der Sportswelt

EMIL BACHMANN - Motorfahrzeuge - ZÜRICH

Stampfenbachstr. 63 Stockerstr. 48 Kasernenstr. 75

**CRÈME
PUDER
SEIFE**

DIE MASSAGE DER STIRN!

Zur Bekämpfung der gefürchteten Runzeln an der Stirn und oberhalb der Nase benützt man nur die Fingerspitzen und massiere leicht aber mit rapiden Bewegungen senkrecht zu den Runzeln: Also für die Stirnrunzeln von oben nach unten, für die Runzeln über der Nase von Seite zu Seite. — Benützen Sie dazu die Crème Malaceïne. — Von erfrischender Milde, vereinigt sie das blendende Weiss der Lilie mit exquisitem Duft.

Parfumerie Monpelas Paris.



Kunstseide allerorten!

Kunstseide, in gewirkter oder gestrickter Form, als Strümpfe und als Unterwäsche, hat ungeahnte Verbreitung gefunden. Aber auch die gewobene Kunstseide erfreut sich stetig wachsender Beliebtheit, sei es als Möbel- und Dekorationsstoffe, zum Abfüttern oder zu Waschkleidern. Ihrer Billigkeit wegen erlaubt sie der Damenwelt eine größere Anpassung an die ständig wechselnde Mode.

Neben dem gediegenen Aussehen, ihrer angenehmen und elastischen Beschaffenheit, zeichnet sich Kunstseide durch ihre gute Waschbarkeit aus. Immerhin erfordert sie - genau wie Wolle und Naturseide - einige Vorsicht, besonders wenn es sich um farbige Gewebe handelt. Scharfe Waschmittel erweisen sich auch hier als absolut ungeeignet, da sie die zarten Stoff-Fasern zersetzen. Dagegen ist LUX, das milde Seifenprodukt in Flockenform, wie geschaffen zur Pflege der Kunstseide.

Lux ist in Schachteln zu Fr. 1.- und zu 55 Rp. erhältlich.



IN DER TÄGLICH ANSCHWELLENDEN FLUT VON
NEUEN CIGARETTEN-MÄRKEN IST

NORTH STATE

DIE HOCHGEHENDE WELLE

DENN SIE IST EIGENARTIG

PREIS: Fr. 1.-
PER 20 STÜCK

ÜBERALL
ERHÄLTLICH



BROWN AND WILLIAMS
TOBACCO CORPORATION
LOUISVILLE, KENTUCKY, U.S.A.





Herbstsonntag auf der Hochalp bei Urnäsch. Bald nimmt der Geißbueb Abschied von der Alp und zieht mit seiner Herde zu Tal

Phot. Burkhardt

(Fortsetzung von Seite 21)

von Scotland Yard begleitet mich — ein hoher Beamer —

Eßley folgte der Richtung seiner Blicke und sah, daß ein Mann im Schatten der Mauer stand.

«Er hat Sie zuerst gesehen,» sagte der Polizist, der noch sehr jung und redselig war.

Eßley gehorchte einer Regung, die er sich selbst nicht erklären konnte, und ging auf den Fremden zu.

«Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet und hoffe, daß Sie auch die Freundlichkeit haben, diese Sache unerwähnt zu lassen. Es wäre mir äußerst peinlich, wenn in der Presse darüber berichtet würde.»

«Das kann ich mir denken,» erwiederte der Unbekannte.

Er war in Gesellschaftskleidung und der rote Feuerschein seiner Zigarre blendete den Doktor, so daß er sein Gesicht nicht erkennen konnte.

«Aber in dieser Angelegenheit müssen Sie uns schon alles überlassen, Doktor Eßley.»

«Woher wissen Sie meinen Namen?» fragte der Arzt argwöhnisch.

Der andere lächelte im Dunklen und wollte fortgehen.

«Einen Augenblick!»

Eßley trat einen Schritt vor und schaute ihm ins Gesicht.

«Ihre Stimme kommt mir bekannt vor!»

«Das ist möglich,» entgegnete der Fremde und schob ihn höflich, aber bestimmt beiseite.

Eßley staunte. Er war selbst kein Schwächling, aber die Arme dieses Mannes waren so hart wie Stahl.

«Ich glaube, Sie gehen jetzt am besten nach Hause,» sagte der Polizist ängstlich. Er wollte weder den scheinbar einflußreichen Herrn, noch seinen Vorgesetzten verletzen — diesen geheimnisvollen Polizeidirektor, der plötzlich bei den verschiedensten Abteilungen auftauchte und ebenso schnell wieder verschwand. Gewöhnlich entdeckte er irgendwelche Unregelmäßigkeiten in der Polizeitruppe und es gab nachher Schwierigkeiten und Strafen.

«Ja, ich werde gehen,» erwiederte der Doktor, «aber ich würde gern den Namen dieses Herrn wissen.»

«Der kann Sie doch unmöglich interessieren,» erwiderte der Fremde.

Eßley zuckte die Schultern. Er mußte sich damit zufriedengeben.

Während er nach Forest Hill zurückfuhr, dachte er über seine seltsamen Erlebnisse nach, ohne daraus klug zu werden. Wer mochten diese drei gewesen sein? Welche Absicht hatten sie? Wer war der Mann, der im Schatten gestanden hatte? War

es möglich, daß die Leute, die ihn überfallen hatten, im Einverständnis mit der Polizei handelten?

Als er seine Wohnung erreicht hatte, war er der Lösung noch nicht nähergekommen.

Er kam zu dem Entschluß, daß es mit Dr. Eßley ein Ende haben mußte. Eßley mußte aus London verschwinden. Colonel Black brauchte er nicht zu benachrichtigen — der würde Bescheid wissen. Nur die Angelegenheit mit Mr. Sandford und dessen Tochter mußte er noch regeln, dann wollte er Schluß machen.

Er ging in sein Arbeitszimmer und drehte das Licht an.

Auf dem Schreibtisch lag ein dünnes, graues Couvert. Er nahm es auf und betrachtete es. Der Brief mußte persönlich abgegeben worden sein, sein Name und seine Adresse waren in fester Handschrift darauf gesetzt.

Zufällig streifte sein Blick die Schreibunterlage und er schrak zurück.

Der Brief war hier in seinem Zimmer geschrieben und mit dem Löschpapier abgetrocknet worden!

Es konnte gar kein Zweifel darüber bestehen. Das Löschpapier war heute frisch aufgezogen worden und die Spiegelschrift der Adresse zeigte sich deutlich auf dem schneeweißen Papier.

Wieder sah er auf den Umschlag.

Ein Patient konnte es nicht gewesen sein: er ließ sie niemals in seine Wohnung kommen.

Außerdem war die Tür doch fest verschlossen und er allein besaß einen Schlüssel zur Haustür. Zögernd riß er das Couvert auf. Er fand nur einen halben Bogen darin, auf dem drei Zeilen standen:

«Heute abend sind Sie uns entkommen. Sie haben nur noch zehn Tage Zeit, um sich auf das Schicksal vorzubereiten, das Sie bestimmt erwartet.

Die Vier Gerechten.»

Er sank vernichtet in einen Stuhl.

Es waren die Vier Gerechten gewesen — und er war ihnen entkommen!

Die Vier Gerechten! Er verbarg sein Gesicht in den Händen und versuchte, seine Gedanken zu sammeln. Zehn Tage geben sie ihm noch. In zehn Tagen konnte er noch manches tun. Und doch packte ihn die Todesangst, ihn, der ohne die geringsten Gewissensbisse so viele andere Menschen auf die lange Reise gesandt hatte. Aber jetzt handelte es sich um ihn — ihm blieben nur noch zehn Tage!

Nun gut, er wollte wenigstens diesen Mr. Sandford noch fassen. Das mußte geschehen um Blacks willen!

Seine Gedanken arbeiteten fiebrhaft, um Pläne für die Zukunft zu machen. Papiere und Dokumente

brauchte er nicht zu zerstören, denn er besaß keine. Er eilte in sein Laboratorium und goß drei Flaschen in den Abguß. Die vierte nahm er mit, die würde er noch brauchen. Sie war auch Black schon so nützlich gewesen, diese kleine grüne Flasche mit dem Glasstopfen, die er jetzt in seine Tasche gleiten ließ.

Dann drehte er den Wasserhahn auf, um alle Spuren der Gifte zu entfernen, die er ausgeschüttet hatte. Die Flaschen selbst zerschlug er und warf sie in den Abfallkasten.

Am nächsten Morgen fühlte er sich elend und zerschlagen. Seine Wangen waren eingefallen und schwere, schwarze Schatten lagen um seine Augen. Trotzdem kleidete er sich mit der gewohnten Sorgfalt an.

Pünktlich um Mittag erschien er bei Mr. Sandford und wurde sofort in das Empfangszimmer geführt.

Mit Sandford war allein im Raum, als er eintrat. Mit Befriedigung sah er, daß sie außerordentlich schön war.

Gefühlsmäßig erkannte er sofort, daß er ihr unsympathisch war. Ihre Züge verfinsterten sich, als er sich ihr näherte. Er hätte lachen können.

«Mein Vater ist nicht zu Hause.»

«Das trifft sich ja vorzüglich. Dann können wir einmal ein wenig miteinander sprechen.»

Er setzte sich, ohne dazu aufgefordert zu sein.

«Die Befürchtungen meines Vaters wegen meiner Gesundheit sind wirklich vollständig grundlos.»

In diesem Augenblick trat Mr. Sandford ein und schüttelte dem Doktor herzlich die Hand.

«Nun, wie finden Sie meine Tochter?»

«Das Aussehen allein sagt noch gar nichts,» erwiderte Eßley.

Jetzt konnte er das Experiment mit der Feder nicht anwenden. Er mußte auf der Hut sein, die Feder war nicht am Platze. Er plauderte noch eine Weile mit beiden und erhob sich dann.

«Ich werde Ihnen eine Medizin schicken.»

May verzog das Gesicht.

«Sie brauchen sie ja nicht zu nehmen,» sagte er in seiner ironischen Art.

«Darf ich Sie für Dienstag zum Essen einladen?» fragte Sandford.

Dr. Eßley überlegte. Heute war Sonnabend — in drei Tagen — sieben hatte er ja noch — inzwischen konnte sich vielleicht noch vieles ändern.

«Ja, ich werde kommen.»

Er nahm ein Auto und fuhr zu einem Quartier in der Nähe des Embankment. Er hatte dort Räume, die ihm schon sehr oft nützlich gewesen waren.

Kapitel VIII.

Colonel Black wird von Schrecken gepackt.

Mr. Sandford hatte eine entscheidende Unterredung mit Colonel Black. Die beiden begrüßten sich förmlich und Black forderte seinen Gast durch eine Handbewegung auf, Platz zu nehmen.

«Setzen Sie sich, Sandford,» sagte er kurz. «Nun lassen Sie mich einmal wissen, wie wir miteinander stehen.»

«Wie früher,» erwiderte Sandford wenig zuvorkommend.

«Wollen Sie sich wirklich nicht an der Fusion beteiligen?»

«Nein.»

Black klopfte leicht mit dem Brieföffner auf den Schreibtisch. Sandford betrachtete ihn. Der Colonel sah gealtert aus, sein gelbliches Gesicht war von Falten und Runzeln durchzogen.

«Das bedeutet den Ruin für mich,» sagte der Colonel. «Ich habe mehr Gläubiger, als ich zählen kann. Wenn die Fusion zustandekäme, könnte ich alles in Ordnung bringen. Und mit mir stehen und fallen viele andere — zum Beispiel Ikey Tramber — Sie kennen doch Sir Isaac? Er ist ein Freund von Lord Verlond.»

Blacks Worte machten jedoch auf Sandford keinen Eindruck.

«Es ist Ihre Schuld, wenn Sie in Verlegenheit gekommen sind. Sie haben sich eben im Geschäft übernommen, oder vielmehr, Sie nahmen alles schon für Wirklichkeit, was Sie erst planten.»

Black erhob den Blick und sah Sandford ins Gesicht.

«Es ist sehr leicht, sich hierher zu setzen und mir Moralpredigten zu halten.» Das Zittern in seiner Stimme verriet dem Millionär die Erregung, die Black zu verbergen suchte. «Ich brauche keinen guten Rat und auch keine tröstenden Worte — ich brauche Geld. Beteiligen Sie sich an meinem Plan und willigen Sie in die Fusion oder —»

«Oder?» wiederholte Sandford ruhig.

«Ich drohe Ihnen nicht,» erwiderte Black düster. «Ich warne Sie nur — Sie riskieren mehr als Sie wissen.»

«Ich will das Risiko auf mich nehmen.» Sandford stand auf. «Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?»

«Nein, nichts.»

«Dann auf Wiedersehen.»

Die Tür schloß sich dröhnend hinter ihm, aber Black rührte sich nicht. Er saß vor seinem Schreibtisch, bis es dunkel geworden war, und kritzelt geistesabwesend Figuren auf das Löschpapier.

Als er wieder ruhiger geworden war, nahm er einen Baedeker vom Bücherregal und arbeitete eine Reiseroute für seinen Rückzug aus. Die abschlägige Antwort Sandfords setzte all seinen Schwierigkeiten die Krone auf.

Er ging quer durch den Raum zu dem Safe, der in einer Ecke stand, und öffnete ihn. In dem innern Fach lagen drei Pakete Banknoten; er nahm sie heraus und legte sie auf den Tisch. Es war französisches Papiergele, jede Note tausend Francs wert.

Er mußte nun auf alles gefaßt sein und durfte nichts riskieren. Sorgfältig steckte er die Scheine in eine innere Rocktasche. Wenn alles mißglückte, so konnte er doch mit Hilfe dieses Geldes den Weg in die Freiheit finden.

*

Die Prahlgerei des Colonels, daß seine Firma keine Bücher führte und keine Akten besaß, erwies sich als eine Tatsache in der Nacht, in der die Vier Gerichten ihm einen ungebetenen Besuch abstatteten. Sie hatten systematisch alle Schränke nach Beweismaterial durchsucht, das sie bei einem ordentlichen Gericht gegen ihn verwenden wollten.

In Wirklichkeit bewahrte Black jedoch eine ganze Reihe von Geschäftsbüchern auf, nur waren sie in einer Geheimschrift verfaßt, die nur er allein entziffern konnte. Den Schlüssel dazu hatte er niemals aufgeschrieben.

Diesen Abend nun war er damit beschäftigt, auch diese Geheimbücher außerhalb des Machtbereiches der Vier Gerechten zu bringen. Er hatte auch guten Grund für seine innere Unruhe, denn die Vier Gerichten waren in der letzten Zeit sehr tätig gewesen und hatten ihm noch eine andere Warnung zukommen lassen.

Von neun bis elf Uhr war er ununterbrochen tätig, zerriß anscheinend harmlose Briefe und verbrannte sie. Als es elf Uhr schlug, sah er auf seine Taschenuhr und verglich die Zeit. Er hatte noch sehr wichtige Dinge in dieser Nacht vor.

Dann schrieb er ein Telegramm an Sir Isaac Tramber, in dem er ihn bat, ihn noch in der Nacht aufzusuchen. Er brauchte jetzt jeden Freund, jeden Vorteil und jedes Hilfsmittel, dessen er habhaft werden konnte.

Kapitel IX.

Lord Verlond gibt ein Essen.

Eines Nachmittags besuchte Lord Verlond Mr. Sandford. Er kam aus verschiedenen Gründen, den wichtigsten vermutete allerdings niemand. Er besaß ein großes Aktienpaket der Sandford-Hüttenwerke und die Gerüchte über eine Fusion, die in der City kursierten, boten ja Anlaß genug zu einer persönlichen Aussprache. Lord Verlond wurde in dieser Ansicht noch bestärkt, da Black der erste war, der ihm begegnete. Der Colonel kam ihm mit einer fast kriechenden Liebenswürdigkeit entgegen. Lord Verlond gefiel es wenig, daß er sofort eine Unterhaltung mit ihm begann.

«Ich habe schon viel von Ihnen gehört, Mylord.»

«Um's Himmelwillen, nennen Sie mich nicht Mylord!» erwiderte der alte Mann grimmig. «Sie zwingen mich wirklich, unhöflich zu Ihnen zu sein!»

«Ich kenne einen Ihrer Freunde,» sagte Black in einschmeichelndem Ton.

«Sie wollen sagen, daß Sie Ikey Tramber kennen, was nicht dasselbe ist.»

Colonel Black faßte die Aeußerung als Scherz auf und lächelte.

«Er erzählt immer —» begann er.

«Ich weiß schon, daß er immer sehr gut von mir spricht und sagt, was für ein feiner Mensch ich bin. Die ganze Erde verliert ihren Reiz für ihn, wenn er mich einen Tag lang nicht sieht.» Er sah Black spöttisch an. «Er erzählt Ihnen wahrscheinlich auch, was für ein guter Sportsmann ich bin, welch ein treues und edles Herz in dieser rauhen Schale steckt, und daß die Leute mich alle gern hätten, wenn sie das nur wüßten — solche Redensarten führt er doch, nicht wahr?»

Der Colonel verneigte sich leicht.

«Na, nichts für ungut!» meinte Lord Verlond. Dann betrachtete er den andern eine Weile. «Sie könnten eigentlich heute abend bei mir speisen — Sie werden eine Menge Leute treffen, die Sie auf den Tod nicht leiden können.»

«Es wird mir ein großes Vergnügen sein,» entgegnete der Colonel höflich.

Er hoffte, daß er zu der Besprechung zugezogen würde, die seiner Vermutung nach Lord Verlond mit Sandford hatte.

Hierin täuschte er sich jedoch. Er hätte sich nun verabschieden können, aber er zog es vor, zu bleiben, und sprach mit May über Kunst, wovon er nicht viel verstand. Sie war aber zerstreut und dachte an ganz andere Dinge.

Er sprach immer noch von verlorenen Gemälden, als Lord Verlond und Sandford aus dem Arbeitszimmer zurückkamen.

«Lassen Sie doch Ihre Tochter auch kommen,» sagte Lord Verlond.

Sandford zögerte.

«Ich bin leider heute abend nicht mehr frei — und ich sehe es nicht gerne, daß sie allein geht.»

Colonel Black sah plötzlich eine Chance für sich.

«Wenn die Rede von der heutigen Abendgesellschaft ist,» meinte er scheinbar gleichgültig, «so werde ich mich glücklich schätzen, wenn ich Ihnen mit meinem Wagen zur Verfügung stehen darf.»

Sandford konnte sich noch nicht entschließen. May sollte selbst entscheiden.

«Ich denke, die Abwechslung wird mir ganz gut tun, Vater.»

Sie war allerdings nicht sonderlich erfreut über die Aussicht, sich von Colonel Black begleiten zu lassen, aber die Fahrt war ja nur kurz.

«Es wird mir eine große Ehre sein, Vaterstelle bei der jungen Dame zu vertreten,» scherzte Black.

Er fing einen eigentümlichen Blick Lord Verlonds auf, der ihn scharf beobachtete, und plötzlich überkam ihn eine unerklärliche Furcht.

«Ganz ausgezeichnet,» murmelte der Lord, der den Blick nicht von ihm wandte. «Es ist ja nicht weit

und ich glaube, daß Sie die Fahrt gut überstehen werden.»

May lächelte, aber der harte Ausdruck im Gesicht des alten Mannes verschwand nicht.

«Da Sie krank sind, meine junge Dame,» fuhr er fort, obgleich May lachend protestierte, «werde ich Sir James Bower und Sir Thomas Bigland bitten, auch bei mir zu speisen. Sie kennen doch die beiden hervorragenden Aerzte, Colonel? Ihr Freund, der Dr. Elbey, kennt sie sicher. Sie sind beide Kapazitäten über die Wirkung von Pflanzalkaloiden.»

Schweißtropfen traten auf Blacks Stirn, aber sein Gesicht blieb beherrscht. Furcht und Wut mischten sich in seinen Augen, aber er begegnete dem Blick des Lord herausfordernd und trotzig, ja er lächelte sogar — ein langsames, gequältes Lächeln.

«Dann wäre die Sache also beschlossen,» sagte er fast fröhlich.

Lord Verlond verabschiedete sich und lachte auf dem ganzen Weg zur Stadt in sich hinein.

Am Abend wartete er in der großen Bibliothek seines Hauses am Carnarvon Place. Er gehörte zu den Menschen, die jeden Tag ihres Lebens nach einer bestimmten Zeiteinteilung verbringen.

Er sah auf seine Uhr — in zwei Minuten würde er auf dem Weg zum Empfangssalon sein, um seine Gäste zu begrüßen.

Eine merkwürdige Einladung, dachte Sir Isaac Tramber, als er Horace Gresham erblickte. Da er sich für einen Freund des Lords hielt, wagte er sogar, eine diesbezügliche Bemerkung zu ihm zu machen.

«Wenn ich Ihren Rat für meine Einladungen wünsche, Ikey,» erwiderte Verlond bissig, «werde ich Ihnen vorher ein Telegramm mit Rückantwort senden.»

«Ich dachte, Sie könnten ihn nicht ausstehen,» sagte der Baron vorwurfsvoll.

«Selbstverständlich! Ich hasse ihn sogar. Ich hasse alle Menschen. Ich würde Sie auch hassen, wenn Sie nicht so ein armer, unbedeutender Teufel wären. Haben Sie jetzt Ihren Frieden mit Mary gemacht?»

«Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen,» entgegnete Sir Isaac beleidigt. «Ich habe versucht, liebenswürdig zu ihr zu sein, aber das schien nur den Erfolg zu haben, daß ich mich in ihren Augen lächerlich mache.»

«Aha!» Der Lord lachte. «Sie wird Sie durchschaut haben.»

Sir Isaac sah ihn böse an.

«Sie wissen doch, daß ich die Absicht habe, Mary zu heiraten.»

«Es ist mir bekannt, daß Sie gerne Geld erwerben möchten, ohne dafür zu arbeiten. Sie haben mir das früher schon zweimal erzählt — ich vergesse das nicht. Ueber solche Dinge pflege ich nachzudenken.»

«Ich wünschte, Sie würden mich nicht immer zum besten haben,» murkte Isaac. «Warten Sie noch auf andere Gäste?»

«Nein,» antwortete der Lord hämisch. «Ich sitze auf dem Gipfel des Mont Blanc und esse Reispudding.»

Tramber schwieg.

«Ich habe auch einen alten Freund von Ihnen eingeladen,» sagte Verlond plötzlich, «aber es sieht fast so aus, als ob er nicht kommen wird.»

Sir Isaac runzelte die Stirne.

«Einen alten Freund von mir?»

Lord Verlond nickte.

«Ihren militärischen Freund, den Colonel. Er muß allerdings Colonel in einer Armee sein, die sonst nirgends bekannt ist.»

Isaac machte ein betroffenes Gesicht.

«Doch nicht etwa Black?»

Der Lord nickte zu wiederholten Malen und eine heimliche Freude leuchtete in seinen listigen Augen auf.

«Sie haben ganz recht geraten. Es ist Black.» Er sah auf die Uhr und verzog das Gesicht.

«Bleiben Sie hier,» befahl er. «Ich werde telephonieren.»

«Kann ich nicht —»

«Nein, Sie können nicht!» fuhr ihn der Lord an.

Es dauerte einige Zeit, bis er zurückkam. Ein sonderbares Lächeln lag auf seinen Zügen.

«Ihr Freund kommt nicht,» sagte er zu Sir Isaac, gab aber keine Erklärung dafür, warum der Colonel nicht erschien und warum er selbst so vergnügt war.

(Fortsetzung folgt)